

ESTHER KLIPPEL

KUNST | REDEN | SCHREIBEN

Hier eine Auswahl von mir verfasster Texte in verschiedenen Längen. Weitere und/oder themenspezifische Textproben sehr gerne auf Anfrage.

Viel Spaß bei der Lektüre!

SMALL

JANA VOLL, GOLDSCHMIEDIN

Für die Homepage

Eine Neue in der Alten Schmiede,
Eine Perle im Kern von Nieder-Olm,
Ein Funkeln von Steinen, Gold und Platin,
Ein Funkeln in den Augen der Besucher.

EINE MEISTERIN

EINE HANDSCHRIFT

EINZIGARTIGER SCHMUCK

Motivationsschreiben für KREATIVSONAR, max. 200 Zeichen

Ich: Traumschmiedin, Schmuck-Anhängerin, talentVoll, brillant.
FormVoll: Ideen- und Talentschmiede, Stein-Reich, hochkarätig, goldrichtig.
Ziel: noch mehr Augenfunkeln, Freudenstrahlen, Silberblicke.

ZIEM MEIZ, MÖBEL

Die Ab.Lade

Schubladen-Denken adé. Die Ab.Lade ist da: Ein Fach. Ein-fach und doch zig-fach einsetzbar. Ein-zig-artig und doch nicht brav. Markant kantig, trotzdem flexibel. Anpassbar, ohne beliebig zu sein. Modern statt modisch. Offen für alles, immer bereit für den nächsten Ein-Satz.

MEDIUM

Für KLONBLOG.DE, snygo.media, Berlin

Der BIERSAFE aus dem Untergrund - Cooler kann man Bier nicht kühlen

Sommerzeit, Grillzeit, Zeit für eine Gartenparty. Das Wetter wollen wir warm, das Steak heiß, das Bier aber bitte kalt. Doch der Weg zum Kühlschrank ist weit, die Eiswürfel im Planschbecken schmelzen zu einer lauwarmen Brühe, die abgelösten Etiketten der Flaschen schwimmen matschig drin rum und die Gäste treten sich an den Kronkorken Fleischwunden in die Füße. Muss aber nicht sein. Der BIERSAFE (www.biersafe.de) kommt von außen daher wie ein Regenrohr, fasst aber im Inneren 16 Flaschen Gerstenwein und verschwindet elegant und ohne Strombedarf senkrecht im kühlen Grunde eines jeden Gartens. Gut durchdacht verfügt er selbstverständlich über einen integrierten Öffner und einen fußschonenden, magnetischen Behälter für die Kronkorken. Prost!

Moderne Heroen klassisch inszeniert

Jede Zeit hat ihre Helden. Früher waren es Götter, heute sind es Superman, Spiderman und Co. Warum nicht auch ihnen ein ewiges Denkmal setzen? Leo Caillard, französischer Fotograf, hat's gemacht. Zumindest am Computer. Was sonst nur griechisch-römischen Gottheiten, revolutionären Denkern und Adelsfräulein vorbehalten war, lässt er nun auch modernen Helden angedeihen und fertigt dank Photoshop Porträts von ihnen, wie in Stein gemeißelt, in Büsten gebannt für die Ewigkeit. – Und platziert sie geschickt in die Skulpturensammlung des Louvre. Marvel in Marmor im Museum sozusagen.

ERNST GAMPERL, HOLZ

Ernst Gamperl ist dem Material Holz so zugeneigt, ja verwachsen, dass man sich gut vorstellen kann, er werde sich am Ende seines Lebens in einen Baum verwandeln. – Seit Jahrzehnten widmet sich der Künstler, der sich das Drechseln selbst beibrachte, ausschließlich diesem Werkstoff, kennt es sicher wie kein Zweiter und bleibt trotzdem fasziniert und überrascht von ihm. – Die Intensität und, man möchte fast sagen, Liebe zum Holz strahlt jede seiner Arbeiten aus. Es ist die Achtung vor dem `großen Ganzen`, die hier zum Vorschein kommt. Holz ist für Gamperl kein totes Material, dessen er sich bemächtigt, um es nach seinen Vorstellungen zu formen, seinem Willen zu unterwerfen. Er entnimmt es ausschließlich von Bäumen, die der Wind gefällt hat, nicht die Motorsäge. Die Gefäße, die über einen langen Zeitraum durch genaue Beobachtungsgabe, Einfühlungsvermögen, handwerklich perfektioniertes Können und die Fähigkeit zu warten entstehen, sind die Quintessenz, die Konzentration des Baumes, aus dem sie gemacht sind. Unverkennbar Gamperl, aber jedes individuell, erzählen die Objekte die Geschichte ihres Lebens mit all seinen Narben, Auswüchsen und Verformungen, äußeren Einflüssen und Bedingungen. Immer anders, immer einmalig, immer mit Würde.

SABINE PEREZ, STICKEREI

Durch das Zusammenfügen zweier sehr einfacher, sehr günstiger Verbrauchsmaterialien gibt die Künstlerin diesen durch aufwändige Handarbeit einen neuen Wert, verwandelt deren Bedeutung.

In der Verbindung mit dem gestickten Faden wird der Pappteller assoziativ zu Porzellan, das Papiertaschentuch zu einem aus feinem Zwirn, die Wegwerfserviette zum Leinentuch. Höhepunkt der `Kollektion`: Wegwerf-Taschentücher mit Coco Chanel-Logo und Louis Vuitton-Emblem in einer Ecke. Die Labelverehrung wird hier genauso infrage gestellt wie das gedankenlose Wegwerfen dieser eigentlich als Einwegdinge gedachten Objekte. – Das Dilemma und ihre List: die durch Veredelung unmöglich gemachte Nutzbarkeit. Unbrauchbar gewordene Gebrauchsgegenstände, die einen irritieren und ratlos machen, zur Auseinandersetzung mit der eigenen, selbstverständlichen Bewertung von Ding und Material zwingen.

ZU PABLO PICASSOS ZEICHNUNG *Personnage avec chien*, Bleistiftzeichnung, 1943, Hochheimer Kunstsammlung

Erschienen in Glaube & Leben. Kirchenzeitung für das Bistum Mainz, Rubrik: Ü50 – Mittendrin.

Als er diese Zeichnung aufs Papier brachte, lebte Picasso „inneren Exil“ des besetzten Paris. Das Bild aber lässt davon nichts spüren: Ein Mensch (Eine alte Frau? Ein Geistlicher?), groß, ganz in schwarz, läuft mit einem Mädchen – ganz in weiß, ganz zart – und einem Hund durch eine weite Landschaft.

Vor meinem inneren Auge wird die Szene lebendig: Der Erwachsene, der mit der Gelassenheit des Alters dem Kind Geschichten erzählt, das Kind, das im schützenden Schatten des Begleiters neugierig zuhört – bis es am Weg etwas Spannenderes entdeckt. Und der Hund, Spielkamerad und Bewacher zugleich, der, mal hier, mal dort schnüffelnd, sorglos seinen Instinkten folgt.

Für mich steht das Bild für das Ideal von „Über 50 – Mittendrin“: Die Lebenserfahrung bringt Weisheit und Ruhe, die Neugierde ist stärker als manche Sorge, und die innere Stimme, der Instinkt, so klar, dass wir ihr getrost nachgehen können.

LARGE

VIOLETTA VOLLRATH (Malerei): Das 1-Milliarde-Euro-Projekt (Text für Startnext)

Ob Griechenlandhilfe oder Banken-Boni: Täglich wird man in den Medien mit riesigen Geldsummen konfrontiert. Die genannten Zahlen bleiben letztendlich abstrakt. Das 1-Milliarde-Euro-Projekt gibt ihnen ein Gesicht: 42 Bilder zeigen, was mit 1 Milliarde Euro schon finanziert wird und was man mit dem Geld alles realisieren könnte. Dabei ist 1 Milliarde mal zu viel, oft aber viel zu wenig.

Worum geht es in diesem Projekt?

Das 1-Milliarde-Euro-Projekt beruht auf Recherchen und daraus entstandener Bilder der Mainzer Künstlerin Violetta Vollrath. Die Daten, die hinter den Bildern stehen, wurden aus diversen Quellen, beispielsweise dem Statistischen Jahrbuch des Statistischen Bundesamtes, sowie dem Internet zusammengetragen. Sie beruhen also auf realen Tatsachen. Violetta Vollrath verwandelte die Daten in Bilder, die die abstrakte Zahl von 1 Milliarde Euro sichtbar, verständlich und emotional begreifbar machen.

1 Milliarde Euro sind z.B....

- ... das 3-fache der Jahresausgaben aller Weltstaaten für humanitäres Minenräumen (2005)
- ... die Herstellungskosten der 176 Mio. Antipersonenminen in den Lagerbeständen der Armeen der Welt (2007)
- ... die Gehaltserhöhung aller 540 000 Metaller in Deutschland (2008)
- ... das Jahreseinkommen der 20 meistverdienenden Personen in Deutschland 2001
- ... die Mehrkosten für Schweinefleisch statt des (theoretisch möglichen) Ersatzes durch Linsen in ganz Deutschland an zwei Wochen/Jahr (2008)
- ... Preis für verordnete Lipidsenker in Deutschland, Niederlanden und Belgien (2007)

Die Betrachter der Bilder haben die Möglichkeit abzustimmen, bei welchem der gezeigten Themen sie – hätten sie die Wahl – das Geld am liebsten abziehen und welchem Thema sie das Geld zukommen lassen würden. Gleichzeitig kann man sich auch selbst auf den Zahn fühlen: Muss es immer der Wäschetrockner sein? Wieviel Strom verbrauche ich? Kann ich mein Geld, auch, wenn es nicht so viel ist, manchmal sinnvoller investieren als ich es tue?

Das Projekt ist aufgrund der Möglichkeit, die Bilder als Kopien an jeden beliebigen Ort zu schicken, völlig flexibel und kann überall dort gezeigt werden, wo genug Wandfläche vorhanden ist. Es bedarf, bis auf die Hängung und den Rückversand, keinerlei weiteren Aufwand. Ziel von Violetta Vollrath – die sich die Unterstützung der Kunsthistorikerin Esther Klippel geholt hat – ist es, für das Projekt bundesweit geeignete Ausstellungsorte zu finden. Das müssen keine Galerien oder Museen sein, sondern lieber Orte, zu denen viele Menschen kommen, wie beispielsweise Verwaltungsgebäude, Ämter, Cafés, Bankfilialen, Schulen, Kindergärten usw. Das Projekt eignet sich auch ausgezeichnet für den Schul-Unterricht, wenn es um Sachen Geld und seine Anwendung geht.

„MENSCHEN KANN MAN NICHT EINFACH ABSTELLEN“

Stabstelle Migration/Integration im Bistum Mainz

Bistum Mainz unterstützt neue Unterkunft für Geflüchtete in Egelsbach/ Erzhausen mit 200.000 Euro.

Seit mehr als 25 Jahren betreut die Christlichen Flüchtlingshilfe Egelsbach/Erzhausen (CFEE) geflüchtete Menschen, hilft ganz praktisch bei Behördengängen, beim Deutsch Lernen und dabei, neue und alteingesessene Bewohner der Gemeinden miteinander in Kontakt zu bringen. Gerade wird in Egelsbach mit finanzieller Unterstützung der Flüchtlingshilfe des Bistums Mainz eine Unterkunft umgebaut, um für mehr Menschen Raum zu schaffen. Ab November haben dann neben den bereits 50 Bewohnern noch weitere 30-40 Personen Platz in der Einrichtung. Das Projekt wird vom Bistum Mainz mit 200.000 Euro gefördert. „Es war es für uns eine große Freude zu erfahren, hier einen verlässlichen Partner im Rücken zu haben.“, erklärt Stefan Buckendahl, Geschäftsführer der gemeinnützigen GmbH. „Das Bistum hat uns zugehört, gehandelt und uns großartig unterstützt.“

Ein erstes und erklärtes Ziel des CFEE war und ist, möglichst allen Neuankömmlingen einen menschenwürdigen Wohnraum zu bieten und die Unterbringung in Sammelunterkünften zu vermeiden. „Durch die Unterkunft unmittelbar im Ort nehmen die Bewohner aktiv am Leben in der Gemeinde teil.“, berichtet Buckendahl. „Die kleinen Wohneinheiten mit einer gemeinsamen Küche, Bad und Gemeinschaftsraum ermöglichen aber auch den Rückzug ins Private.“ Gerade Kinder litten unter der Enge und der ständigen Unruhe in den Erstunterkünften, hätten Schlafstörungen und entwickelten Verhaltensauffälligkeiten. Auch, wenn es in einigen Bundesländern eine „Sollvorschrift“ von 6-7 m² Mindestwohnfläche pro Person in Gemeinschaftsunterkünften (in Hessen und anderen Ländern gibt es hingegen „keine Regelung“) gibt, sieht die Realität oft noch bitterer aus: Ein mit Tüchern verhangenes Bett ist manchmal der einzige Ort, der annähernd so etwas wie Privatsphäre darstellt. Ein Wunsch Buckendahls ist daher, „dass die Politik den Mut hat, in dauerhafte Lösungen zu investieren“ indem sie z.B. realen Wohnraum statt -container anbietet. – Und das Ehrenamt zu fördern. Ohne dieses hätte die Situation Ende 2015 nicht bewältigt werden können. Vom Bistum wünscht er sich, „den kritischen Dialog mit der Politik, gerne auch mal richtig scharf.“ Auch, wenn das letzte Jahr neue Herausforderungen mit sich gebracht hat, noch vieles zu tun ist und es gelegentlich auch Enttäuschungen gibt: „Ich werde am Ende doch reich beschenkt.“, sagt Buckendahl. „Das entspannte Lachen der Kinder, die Einladung zum Tee, zusammen zu spielen, die freundliche Begrüßung auf der Straße und noch viel mehr. All das erfüllt mich positiv und spendet Sinn.“

EXTRA LARGE

ERÖFFNUNGSREDE Sven Ochsenreither – A kind of light

Es gibt zwei Dinge, um die ich Kinder besonders beneide: Zum einen um die Fähigkeit, an jedem erdenklichen Ort und in jeder erdenklichen Lage schlafen zu können. Dann um die Möglichkeit, andere Menschen unverwandt und langanhaltend anschauen zu können. Irgendwann lernen sie dann, dass das unhöflich ist und lassen es bleiben.

Die Kinder in Sven Ochsenreithers Bilder machen das eine nicht: Schlafen. Das andere – das Schauen – tun sie umso intensiver. Darüber hinaus tun sie eigentlich nicht viel. Sie stehen statuenhaft irgendwo herum, treten mit niemandem in Kontakt. Vorhandenes Spielzeug wird nicht benutzt, es wird höchstens auf dem Kopf getragen. Und dies mit einer Gleichgültigkeit, die einer möglichen Komik der Szene jegliche Grundlage entzieht. Ein roter Ballon ruft ebenso wenig Freude hervor, wie ein zwillingsgleiches Gespenst Schrecken. Und es bedarf schon einer sehr dicken Träne auf der Wange eines Kindes, um zu erkennen, dass es traurig ist.

Der Titel zu dieser Ausstellung *A kind of light*, den ich geradezu genial gewählt finde, kann vielleicht als ein Schlüssel zu diesen eigenartigen Kindern dienen, denen wir hier begegnen. Der dem Englischen weniger Kundige würde ihn vielleicht übersetzen mit „Ein Kind des Lichts“. Was ja auch gut passen würde. Über dieses besondere Licht in den Bildern ließe sich sicher auch eine Menge sagen, aber ich möchte doch gerne bei den Protagonisten bleiben. Was ein Kind ist, ist klar definiert: Als Kind bezeichnet man den Menschen zwischen 0 und 14 Jahren. Darüber hinaus haben wir auch klare Vorstellungen von Kindern. Ihre Schutzlosigkeit, Ihre Hilfsbedürftigkeit, die schnell wechselnden Gemütszustände, das Talent zum Quatsch machen, das Versunkensein im Spiel, um nur ein paar Klischees zu nennen. Ganz im Gegensatz dazu bezeichnet der Ausdruck „a kind of“ im Englischen das nicht genau Definierbare. „A kind of“, das ist – korrekt übersetzt – „eine Art von“, etwas Ungefähres, ein Irgendwie, ein so-etwas-wie, aber eben nicht ganz. Eben doch noch ein bisschen anders. In den Bildern hier scheinen „Kind“ und „kind“ zu einem eigenen Begriff zusammen zu wachsen. Denn was sind das für seltsame Kinder, die zwar in ihrer Physionomie und Anatomie all das Niedliche, Zerbrechliche, Wundersame haben, das wir für so kindertypisch halten, die in ihrer Art, in ihrem Tun doch „irgendwie“ nicht so ganz kindlich sind. Eben doch ein bisschen anders. Eigen, statt artig.

Wenn ich sage, dass ich Kinder um das Schlafen und das Schauen beneide, bedeutet das im Umkehrschluss allerdings, dass es entsprechend zwei Dinge, um die ich Kinder besonders nicht beneide: Zum einen, dass ihr Schlaf mehr und mehr in den Rhythmus der Welt der Erwachsenen gepresst wird. Zum anderen, dass sie das ausgiebige Schauen zwar aberzogen bekommen, selbst aber unter einer fast ständigen Beobachtung stehen. Die dann nicht unhöflich genannt wird, sondern Aufsichtspflicht oder Erziehung. Und die eigentlich auch immer mit einer Bewertung ihres Tuns einhergeht.

Während wir als Erwachsene auf Selbstbestimmung und Individualität Wert legen, existiert das Kind in unserer Wahrnehmung in einem starken Maß – wenn nicht gar vollkommen, –

scheinbar nur, wenn es in einem „Bezug zu“ etwas oder jemandem steht: Wir sehen die optischen und charakterlichen Ähnlichkeiten und Abweichungen zu uns, zu den Großeltern, Tanten und Onkeln. Fragen uns, woher dieses Verhalten und jenes Talent kommen, vergleichen seine Fähigkeiten und Unvermögen mit den Kindern anderer. Als sei das Kind nicht aus sich selbst heraus jemand, sondern erst durch das Befüllen mit unseren Wünschen, unsere Assoziationen über es, unsere Vorstellungen von ihm.

Natürlich wissen wir, dass Kinder nicht als weiße Blätter auf die Welt kommen. Aber das, was von vorneherein auf diesen Blättern steht – also das, was das Kind ist, frei von unseren Reflektionen, Vergleichen, Assoziationen – hat das eigentlich Raum, irgendwo?

Ich möchte Sie vor den Bildern Sven Ochsenreiters gerne zu einem Gedankenexperiment einladen. Bitte verstehen Sie es nicht als Interpretation! Die Bilder haben mich auf die Gedanken gebracht, aber ob sie das meinen, was ich denke, will ich nicht behaupten ...

Wenn wir davon ausgehen, dass das Kind nur in der Abwesenheit von Erwachsenen es selbst sein kann, dann bleibt ihm als einzige Zeit dazu nur die Nacht – wenn die Erwachsenen schlafen. Nachdem sie ihr Aufsichtspersonal also bettreif müdegespielt und erziehungserschöpft haben, haben die Kinder endlich die Zeit, ihrem eigenen Rhythmus zu folgen und dabei, zum Beispiel, endlich ausgiebig schauen zu können. So, wie sie es eben in den Bildern hier tun.

Was sie schauen, sehen wir nicht. Immer einem seltsam kühlen Licht – ist es der Mond? – zugewandt, sehen wir stets nur ihr Profil, nie ihr vollständiges Gesicht. Wie beim Mond auch bleibt uns eine Seite, ihre „dunkle Seite“ verborgen. Es ist vielleicht das, was wir an ihnen nicht (mehr) verstehen, weil wir dieser Welt erwachsen, aus ihr „erwachsen“ sind.

Nicht verständlich ist für uns daher auch das Agieren, bzw. das Nicht-Agieren der Kinder. Vieles von dem, was man ihnen nachsagt, tun sie hier einfach nicht. Zum Beispiel Angst im Dunklen zu haben, bzw. Angst, im Dunkeln alleine zu sein. Sie bewegen sich in dieser Nachtwelt selbstverständlich und -sicher.

Neben Angst scheinen sie, ich erwähnte es bereits, auch alle weiteren Emotionen abgelegt zu haben. Die Requisiten, die wir als Spielzeug deuten, liegen bereit, aber gespielt wird damit nicht. Vielleicht sind die Gegenstände hier gar nicht zum Spielen gedacht. Vielleicht geschieht ihre Nutzung in vollem Ernst und ist mit einer großen Anstrengung verbunden, die nichts Leichtes, Schönes, Freudiges mehr hat.

Ebenso entfällt das Staunen. Schauen ja, aber Staunen...? Der Blick der Kinder tatsächlich im wahrsten Sinne des Begriffs ein Gleich-Gültiger. Wer hat denn festgelegt, dass man sich vor Spinnen zu ekeln, an Luftballons zu erfreuen hat? Wer sagt denn, dass nicht auch ein echtes Pferd auf dem Kopf eines Kindes Platz haben könnte? Wer sagt, dass die Welt, wie wir sie zu interpretieren gelernt haben, die einzige und überhaupt die einzig richtige ist? Wir denken, die Welt, wie wir sie in den Bildern hier sehen, kann nicht real sein, weil sie nicht der Welt entspricht, die wir kennen. Dabei ist unsere Wahrnehmung doch viel zu beschränkt durch Kriterien die wir uns zugelegt haben: Proportionen, Farben, Nutzen und Wert von Gegenständen, Erwartungen, Verhaltensweisen, emotionale Reaktionen.

Die hier beschriebene, bzw. dargestellte Welt der Kinder und auch die Kinder selbst

erscheinen vielleicht erschreckend freudlos und verwirrend für uns. Sie erscheinen uns aber nur so, weil wir so stark an den Kriterien hängen, von denen wir glauben, dass sie Kinder glücklich und fröhlich machen. Aber vielleicht wollen Kinder gar nicht glücklich und fröhlich sein. Vielleicht wollen sie auch das Gegenteil nicht sein. Vielleicht wollen sie einfach mal nur sein. Für sie gibt es vermutlich keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Alles ist befremdlich, nicht einzuschätzen, unberechenbar. Nachts aber könnten sie ganz bei sich und den Dingen sein, ohne, dass jemand ihnen sagt, wie etwas zu verstehen und zu werten ist, worüber man sich angeblich freuen, wovor man sich fürchten oder sich ekeln soll. In der Nacht könnten sie sich befreien und immunisieren gegen das, was täglich auch in sie hineingedacht, -gewünscht und -erzogen wird. Ich finde das einen beneidenswerten Zustand.

Aber ob es mir, ob es uns gelingen würde, mit dem Zurückgeworfen sein auf uns selbst ebenso souverän und lässig umzugehen, wie diese Kinder? Den Bildern nach zu urteilen, kommen sie sehr gut damit zurecht, was ihnen nachts begegnet. Sie verlassen sich einfach ganz auf sich. Wir aber wundern uns plötzlich, geraten in eine Position, in der wir eine Welt erblicken, in der für uns alles befremdlich, nicht einzuschätzen und unberechenbar ist. In der das, was wir zu wissen glauben – im wahrsten Sinne – auf den Kopf gestellt wird.

Wie kämen wir damit zurecht, würden wir in diese Welt geraten? Machen wir doch den Selbstversuch an diesen Bildern: Schauen wir mal.

EINFÜHRUNGSREDE Kirsten Delrieux – Heike Schumacher

Verzeihen Sie mir, dass ich zu Beginn jedoch kurz über mich, beziehungsweise, mein „Dilemma“ zu sprechen komme: Doppelausstellungen sind nämlich so eine Sache, wenn man über sie reden soll. Es gilt, beiden Künstlern/Künstlerinnen gleich gerecht zu werden. (Das scheitert rein praktisch schon daran, dass man bei einer beginnen muss und die andere dann an den zweiten Platz rückt.) Es ist wichtig, zu verdeutlichen, dass jede von ihnen natürlich auch als „Einzelne“ funktioniert, nicht nur in Bezug zur anderen. Aber dann, in einem dritten Schritt, doch auch auf die Korrespondenzen in den gemeinsam gezeigten Werken zu sprechen, den „Spannungsfeldern“, den Parallelen und Gegensätzen, die eine Doppelausstellung nun eben ausmachen. Es gibt also viel, sehr viel, zu sagen. Dann will man aber auch keinen Abendvortrag halten. Ich muss also auswählen, entscheiden, was ich sage – und was nicht. Ich muss mich „disziplinieren“. Wobei „Disziplin“ schon mal ein gutes Stichwort ist...

Auf den ersten Blick scheint es in den Arbeiten der beiden Künstlerinnen nur Unterschiede zu geben: Dezent Farbigkeit (Delrieux) stößt auf Farbexplosionen (Schumacher), Geometrie auf freie Linie, Struktur auf vermeidliche Wahllosigkeit, Ordnung auf Wildwuchs, Rechteck auf organische Form. Ganz abgesehen von den unterschiedlichen Medien und Materialien, die beide verwenden.

Bei einer intensiven Betrachtung lassen sich aber tatsächlich erstaunlich viele Gemeinsamkeiten erkennen, was für mich die Beschäftigung mit den Werken in Vorbereitung auf diesen Abend so spannend gemacht hat. Da ist zum einen das bereits

genannte Stichwort „Disziplin“, das ich hier als Überbegriff für „Entscheidung“/„Wahl“ sowie „Präzision“/„Genauigkeit“ definieren will. Ebenso vereint die Arbeiten aber auch das Prinzip des Zufalls, des Unvorhersehbaren. Disziplin und Zufall – zwei ganz gegensätzliche Begriffe, die jedoch beiden Werkgruppen zu Grunde liegen.

Ich möchte dies anhand je zweier Arbeiten pro Künstlerin anschaulich machen, wobei ich mich bei der Entscheidung, über welche der beiden ich zuerst spreche, der alphabetischen Reihenfolge ihrer Namen unterordne.

Zu Kirsten DELRIEUX

Nach einer Ausbildung zur Buchbinderin studierte sie ab 1995 Kunst an der Wiesbadener Fachhochschule, wo sie in der Druckklasse Heike Schumacher kennenlernte. 2001 schloss sie das Studium mit Diplom ab. Neben Kunst und Design arbeitet sie als autodidaktische Floristin. Seit 2005 beschäftigt sie sich intensiv mit dem Thema Linie.

Ihre Arbeiten scheinen dem Prinzip der Disziplin deutlich mehr zu folgen als dem des Zufalls. Nehmen wir z.B. die „Tesa-film-Bilder“: Mit der Plexiglasplatte wählt Delrieux eine fest begrenzte Fläche aus, die sie mit Tesafilm umklebt. Der Auftrag erfolgt dabei parallel zum Plattenrand, nach einer Umwicklung wird der Streifen minimal nach rechts versetzt, so dass bei vollständiger Beklebung der Platte, zu der mehrere Tesafilmen verwendet werden, auf der Oberfläche eine gleichmäßige, dichte, leicht erhabene Rillenstruktur entsteht. Soweit unterliegt das Material der Disziplin der Künstlerin. Nicht von ihr beeinflusst wird, und damit dem Zufall geschuldet, ist die Position des sogenannten Anfassers. (Das ist dieser kleine Papierstreifen am Anfang der Tesafilmrolle, der den Benutzer beflissen darauf hinweist, wo der Beginn des Films ist und - mit kleinen Pfeilchen verziert – in welche Richtung man die Rolle abwickeln muss. – Übrigens ist „Anfasser“ der ganz offizielle Begriff für dieses Papierstückchen, ich habe mich extra bei Tesa erkundigt). Normalerweise ist er das, was bei der Erstnutzung des Tesafilms sofort nutz-los, abgeschnitten und weggeworfen wird. Auf den „Tesa-film-Bildern“ werden die Anfasser durch ihre Farbigkeit und den leichten Schatten hingegen hervorgehoben, den sie auf die milchig-transparente Platte werfen. Sie erhalten dadurch eine gewisse Plastizität. Und obwohl es der Zufall ist, der ihre Position bestimmt, verleiht ihnen diese, in Kombination mit ihrer streng grafischen Ausrichtung und ihren hinweisenden Pfeilen eine scheinbar sinnstiftende Ordnung.

Insgesamt erinnern die Tesa-film-Bilder beispielsweise an Platinen, diese grünen Platten, die man aus Elektrogeräten, vor allem Computern kennt. Die darauf aufgeschweißten Bauteile, unterschiedlich in Farbigkeit und Größe, wirken in ihrer Anordnung ebenfalls wahllos und ordnend zugleich, ihre konkrete Funktion erklärt sich rein visuell nicht, wird aber von uns als gegeben vorausgesetzt, sozusagen „geglaubt“. Auch die Assoziation mit Notenblättern funktioniert bei den Tesa-film-Bildern wunderbar durch die Kombination Linien – Punkte. Doch wie klingt die Melodie darauf? Was immer wir auch in den scheinbar vertrauten Strukturen der Tesa-filmbildern erkennen, verstehen, lesen wollen – der Zufall führt uns zuverlässig, ich müsste sagen: zufall-lässig, in die Irre.

Auch im Umgang mit Farbe arbeitet Kirsten Delrieux mit der Methode des Überlagerns. Sie diszipliniert sie beim Anlegen der Leinwand, beispielsweise durch das Aufmalen exakter

Quadrate, bringt sie durch Abkleben von einzelnen Feldern in Form. Bemerkenswert dabei ist, dass der eigentlich rein funktionale Zweck von Leinwand und farblicher Grundierung hier im besten Sinne *substanziell* bleibt. Als Bildträger dienen sie nicht mehr ausschließlich als materielle Grundlage für die aufgetragenen Farbschichten. Vielmehr fungieren sie als gleichwertige Komponenten, die die darüberliegenden Farbebenen ebenso beeinflussen und verändern, wie sie durch diese verändert werden. Was genau aus diesem Zusammenspiel resultiert, lässt sich vorab nicht exakt bestimmen, ebenso wenig die kleinen Ungenauigkeiten, die durch die mit freier Hand vorgenommenen Ausmalungen und die gezogenen Umrandungen der angelegten Quadrate entstehen. – Auch das teilweise Abreißen von Farbe beim Lösen des Klebestreifens, die stärker oder schwächer *durchdringende* Struktur der Leinwand und die dadurch unterschiedliche Reflektion des Lichts sind nicht disziplinierbar.

Trotz der akkuraten Vorbereitung des Untergrunds und dem genauen Anlegen und Abkleben einzelner Flächen und Schichten entsteht eine unkalkulierbare Unschärfe, ein Auflösen der einst strengen Linien, so, wie auf einer verschwommenen oder gegen das Licht aufgenommenen Fotografie. Das Strenge wird zu etwas Diffusem, aus den konstruierten Quadraten werden Varianten von Vierecken, aus Disziplin – Zufall.

Zu Heike SCHUMACHER

Sie absolvierte eine chemisch-technische Ausbildung, studierte an der Fachhochschule Wiesbaden Kommunikationsdesign, wo sie KD kennenlernt und 2001 ihr Diplom machte. Anschließend studierte sie einige Semester Kunstgeschichte und Philosophie an der Universität in Mainz. Vor Kurzem wurde sie mit dem Förderpreis der Arbeitsgemeinschaft bildender Künstler am Mittelrhein ausgezeichnet.

In ihren sogenannten Diagraphien legt Heike Schumacher verschiedene Materialien und Substanzen zwischen die Gläser eines Dias und benetzt diese mit Wasser, verschiedenen Ölen und/oder Kochsalzlösung. So, wie das Dia die Begrenzung des Bildes festlegt, bestimmt Schumacher die Wahl und Anordnung des Materials sowie über das Hinzufügen der verschiedenen Substanzen. Ihrer Entscheidung unterliegt außerdem der Zeitpunkt, zu dem das Dia an die Wand projiziert und abgefilmt wird, und, welcher Moment aus dem Film als Foto verwendet wird. Soweit zur Disziplin.

Zufall ist hingegen, welches Material sich von ihr finden lässt: Beeren, Pflanzenteile, Insekten und mehr; Was genau das Kochsalz dann mit diesen Materialien macht, wie die Stoffe miteinander reagieren – Unberechenbar. Wie der Druck der Glasscheiben und die Wärme des Diaprojektors auf das Zellophan, den Hautleim einwirken, wie sie das „Innenleben“, die eingeschlossenen Luftbläschen verändern und bewegen, vermischen, trennen. – Unvorhersehbar. Ebenso, an welchen Stellen und wie dicht sich mit der Zeit Schimmelsporen bilden, welche Farben sich durch chemische Reaktionen und den Prozess des Faulens und Vergehens bilden.

Die entstandenen Aufnahmen geben nur selten Aufschluss über das Material und die Substanzen, aus denen sie hervorgegangen sind. Aus ihrer Zufälligkeit gärt und gedeiht in ihnen eine Welt, deren Beschaffenheit optisch irgendwo zwischen Mikroskopie,

Satellitenaufnahmen von den Oberflächen entfernter oder naher Planeten, Höhlenmalerei, Gesteinsquerschnitten und Gewebeproben angesiedelt ist.

Introvertierter und reduzierter in Material und Farbigkeit sind im Gegensatz dazu Schumachers Objekte aus Hautleim. In seiner eigentlichen Funktion als Klebstoff ist er praktisch und notwendig, bleibt aber zwischen den von ihm verbundenen Schichten unsichtbar. Die Künstlerin holt ihn zurück an die Oberfläche, ins Sichtbare. Die „Transformation“ von Hautleim in Haut bedarf einer sehr sensiblen Handhabung, einer hohen „Disziplin“ seitens der Künstlerin. Sie bringt das Material zwar in die von ihr gewünschte Form, doch als organischer Stoff wirken auch Raumklima, Licht, Spannungen, Feuchtigkeit weiter auf ihn ein. Gleichzeitig erhält er dadurch aber auch die typischen Eigenschaften und Fähigkeiten zurück, die Haut ausmachen: Durch das Sichtbarmachen ist sie wieder ungeschützt, verletzbar, ankratzbar. Sie bekommt Haare, Falten und Narben. Man kann sie mit Schmuck ebenso eitel herausputzen wie verbergen.

Es wäre sicher ein Leichtes, durch Zugabe entsprechender Stoffe oder durch ein dickeres Auftragen, den Leim „immun“ gegen äußere Einflüsse zu machen. Doch Haut, zumindest ihre oberste Schicht, die uns mit unserer Umgebung verbindet und uns gleichzeitig von ihr abgrenzt, ist nun mal dünn – auch im übertragenen Sinne. Ein dickes Fell brauchen wir doch vor allem dann, wenn wir besonders dünnhäutig sind.

BEIDE

Setzt man die Arbeiten BEIDER Künstlerinnen nun in Bezug zueinander, so könnten die Resultate, die sich aus dem Prinzip von Disziplin und Zufall ergeben, unterschiedlicher nicht sein. Über die rein optischen Gegensätze habe ich zu Beginn schon gesprochen. Doch wie wir jetzt gesehen haben, liegen die Kontraste auch in der Entstehung der Arbeiten: Während Schumacher die Entwicklung der Diagraphien zwar anstößt, sie aber ansonsten sich selbst überlässt, vollzieht Delrieux die Arbeitsschritte einen nach dem anderen und behält den Einfluss über das Material. Ihre Arbeiten finden einen Abschluss, während Schumachers Bilder einen Moment unter vielen wiedergeben und das Innenleben des Dias, dem sie zugrunde liegen, sich jetzt, wo wir die Bilder betrachten, schon in einem ganz anderen Zustand befindet. Während Schumacher sich vor allem organischen Materials bedient, bleibt Delrieux Acryl und Kunststoff treu.

Dennoch: In ihrer Entstehung und dem hier präsentierten Zusammenspiel finden sich wiederum dann doch so viele Übereinstimmungen, dass es umso bemerkenswerter ist, wie daraus dieses weite Spektrum unterschiedlicher Resultate entstehen konnte.

Das fängt – um den Bogen etwas weiter zu schlagen – bei den Persönlichkeiten der beiden Künstlerinnen an, die sehr unterschiedlich sind, aber doch beide durch die Kunst ihren Ausdruck finden. Schaut man auf die beruflichen Werdegänge der beiden, finden sich erstaunliche Querverbindungen: Pflanzen finden sich als bevorzugtes Material in den Diagrafiern Schumachers – und sind gleichzeitig DER Werkstoff für die Floristin Delrieux. Für sie als Buchbinderin gehört Hautleim zu den gängigen, verwendeten Substanzen, Schumacher jedoch verarbeitet ihn künstlerisch. Delrieux(s) Präzision und Genauigkeit bei

der Erstellung der Tesafilm-Bilder wiederum sind für Schumacher in ihrer Profession als Chemikerin unerlässlich. Und während diese festgestellt hat, dass alles organische Material mit der Zeit braun wird, weiß Delrieux aus vielfacher Erfahrung, dass alle Farbreste zusammengemischt zu Grau werden.

Beide arbeiten mit dem Prinzip des Schichtens, des Überstreichens, Überlagerns – sei es beim Anordnen von Materialien im Dia, dem Auftragen von Hautleim, von Farbe, dem versetzten Aufkleben von Tesafilm. Die dünnen Linien auf den Leimschichten korrespondieren mit der Struktur der Leinwand, ebenso wie mit den Rillen auf den Tesafilmbildern. Das Licht, das die kleinen Anfasser darauf in dreidimensionale Würfelchen verwandelt, bringt bei der Frage nach der Funktion dieser „Schalter“ ebenso wenig Erhellung, wie es beim Durchleuchten der Diagraphien Aufschluss darüber gibt, was es eigentlich genau ist, was wir hier sehen.

Besonders aber ist es die Akzeptanz des Zufalls, des Unvorhersehbaren, Unplanbaren, die die Arbeiten der beiden Künstlerinnen eint – und jede für sich auszeichnet.

Das Prinzip von Planung, Eingriff, Präzision auf der einen Seite und Zufall, Planlosigkeit, Unvorhersehbarkeit auf der anderen Seite ist natürlich auch eine schöne Metapher für das Leben an sich. Inwiefern können wir dieses planen, welche Rolle spielt der Zufall, was läuft uns über den Weg, wie sehr werden unsere eigene Substanz, unser eigentliches Wesen dabei verdeckt oder dringt durch die vielen aufgelegten Schichten hindurch? Hier gäbe es, wie auch zu den Künstlerinnen und ihren Arbeiten selbst, viel, viel mehr zu sagen. Aber auch ich muss – und will mich – disziplinieren. Immerhin sollen Sie noch Zeit und Gelegenheit haben, selbst einen Blick auf die Werke zu werfen – und dabei zufällig noch einiges entdecken, worüber hier nicht gesprochen wurde.